

3. Methodologische Forschungsprogrammatik

Im Militär sind allgemein – nicht nur in Bezug auf die Bundeswehr – mehrere Ungleichheitsdimensionen auf sozialstruktureller Ebene deutlich sichtbar, zieht man beispielsweise die vier Kategorien Geschlecht, sexuelle Orientierung, „Rasse“¹⁰ und Religion heran: Militär ist ein „*ol' boys club*“ (Callahan/Tomaszewski 2007), Frauen sind zahlenmäßig auf horizontaler und vertikaler Ebene marginalisiert (vgl. Kümmel/Klein/Lohmann 2001, Ahrens 2005, Levy 2003). In Bezug auf die Kategorie sexuelle Orientierung kann eine vorherrschende Tabuisierung und teilweise ein juridischer Ausschluss von Homosexuellen etwa in USA (vgl. Gabbert 2007) und Russland konstatiert werden. Schließlich findet auch eine Diskriminierung von Minderheiten aufgrund von Ethnie, „Rasse“ (Yuval-Davis 1999b, Harris 2009, Martschukat/Stieglitz 2005) oder Religion (Levy 2010) statt. Für die sozialstrukturelle Betrachtung stellen diese Kategorien nur eine Auswahl an weiteren ungleichheitsgenerierenden Dimensionen dar. Die Liste lässt sich beliebig fortführen: die Differenzkategorien Geschlecht, Sexualität, „Rasse“/Hautfarbe, Ethnizität, Gesundheit und Alter bezeichnen Lutz und Wenning beispielsweise als „Körperorientierte Differenzlinien“ (2001: 21). Die beiden AutorInnen halten insgesamt dreizehn weitere Differenzlinien fest, die für eine Analyse unabdingbar sind. Forschungspraktisch ist die Untersuchung einer so großen Anzahl an Ungleichheitskategorien aber nicht zu bewerkstelligen. Aus

10 Im folgenden wird „Rasse“ in Anführungszeichen oder der englische Begriff *race* verwendet, um zu verdeutlichen, dass es hier um *Ergebnisse* von Rassialisierung im sozialen und institutionellen Handeln geht. Das englische *race* weist eine politische Genealogie auf und kann, da sie eine kulturelle Kategorie ist, nicht einfach ins Deutsche mit „Rasse“ übersetzt werden, wo sie ausschließlich als biologische Kategorie verwendet wird (vgl. Cremer 2009: 4). Neuere Bezeichnungen wie etwa Ethnizität, Hybridität oder Kulturalität bergen die Gefahr des Ausweichens und der Dethematisierung sozial hergestellter Biologisierungen (vgl. Eßbach 1993).

diesem Grund schlagen Winker und Degele vor, die Anzahl der Strukturkategorien auf eine „handhabbare“ Größe zu reduzieren, d.h. die Analyse bestimmter Ungleichheitskategorien deduktiv festzulegen (vgl. 2009: 28).

Umgekehrt macht die vorab festgelegte Anzahl von Kategorien wenig Sinn, will man herausfinden, wie sich einzelne SoldatInnen in sozialen Praxen zu sozialen Strukturen und (quer dazu liegenden und mit Identitätskonstruktionen verwobenen) gesellschaftlichen Normen oder zu Repräsentationen positionieren (vgl. Degele 2010). Andernfalls ist die Gefahr der Reifizierung gegeben, bei der in der Untersuchung von Ungleichheiten buchstäblich zur Sache gemacht wird, was bereits zuvor bekannt war (vgl. auch Degele 2009). Es bietet sich für die Untersuchung der Identitätskonstruktionen und der symbolischen Repräsentationen eine induktive *und* explorative Herangehensweise zur Analyse von Ungleichheitsdimensionen an, deren zu untersuchende Kategorienanzahl sich erst aus der Empirie, d.h. dem Datenmaterial ergeben muss. Mit einem solchen Vorgehen kann rekonstruiert werden, dass neben Differenzkategorisierungen, die für die Identitätskonstruktion der SoldatInnen von Bedeutung sind, etwa im Sinne des *un/doing difference* (West/Fenstermaker 1995, Fenstermaker/West 2001), sich sowohl Bezüge zu gesellschaftlichen Normen, Werten und Ideologien als auch Verweise auf gesellschaftliche Strukturen, Organisationen und Herrschaftsformen finden lassen. Das methodische Fundament und abgeleitete Forschungsdesign dieser Arbeit ist – im Sinne Degeles – auf einer „induktiven und deduktiven Kreuzung und damit Dynamisierung von Kategorien und Ebenen“ (2010: 180) ausgerichtet. Die Analyse von verschiedenen Ungleichheitsdimensionen, z.B. von Strukturen, Praktiken und Repräsentationen, wird in der soziologischen Geschlechterforschung auch unter dem Begriff der Intersektionalität zusammengefasst.

In diesem Kapitel werde ich das methodische Vorgehen deutlich machen, indem ich mich einerseits Entwicklungslinien und relevanten Aspekten zu Intersektionalität und andererseits einer anwendungsnahen und empirischen Intersektionalitätsforschung, die für die Methodenkonzeption dieser Arbeit von zentraler Bedeutung ist, widme (vgl. Kap. 3.1.). Darauf aufbauend werde ich die für die vorliegende Arbeit verwendeten qualitativen Methoden skizzieren (vgl. Kap. 3.2. - Kap. 3.3.) und den Ab-

lauf eines ikonographischen Interviews zur Exploration sozialer Praxen vorstellen (vgl. Kap. 3.4.).

3.1. Intersektionalität als forschungspraktisches Instrument

Das Bestreben, verschiedene Achsen der Unterscheidung zusammen zu denken und die Mehrdimensionalität von Ungleichheiten analytisch zu fassen, ist älter als der Intersektionalitätsbegriff. Mit Intersektionalität wird die Analyse unterschiedlicher Kategorien und ihre Wechselwirkung verstanden, die auf unterschiedlichen Ebenen, etwa der sozialen Praxis, strukturellen Arrangements oder kulturellen Konfiguration miteinander interagieren:

We cannot study gender in isolation from other inequalities, nor can we only study inequalities' intersection and ignore the historical and contextual specificity that distinguishes the mechanisms that produce inequality by different categorial divisions, whether gender, race, ethnicity, sexuality or class (Risman 2004 zitiert nach Knapp 2005: 74).

Dass Herrschaftsverhältnisse durch Wechselwirkung verschiedener Merkmale beeinflusst werden, haben etwa die Sklavin Sojourner Truth mit der Frage „*Ain't I a woman?*“ (1851 zitiert nach Crenshaw 2010: 42), das *Black Feminist Statement* durch das *Combahee River Collective* (vgl. Aulenbacher 2010: 212 f.) oder die europäische Frauen- und Arbeiterbewegung des 19. und 20. Jahrhunderts deutlich gemacht, die Differenzen zwischen Frauen der Arbeiterklasse und der Mittel- und Oberschicht thematisiert haben (vgl. Lutz 2001: 218, Fußnote 7). Im wissenschaftlichen Kontext wurde vor dem Intersektionalitätsbegriff schon von „Achsen der Differenz“ (Klinger/Knapp 2005), von „interdependente[n] Kategorien“ (Walgenbach 2010: 248) oder von einer „*matrix of domination*“ (Patricia Hill Collins zitiert nach Lutz/Herrera Vivar/Supik 2010: 11) gesprochen.

Der Begriff Intersektionalität wurde Ende der 1980er Jahre von Kimberlé Crenshaw im rechtswissenschaftlichen Kontext des amerikanischen Feminismus geprägt und mit dem Bild einer Straßenkreuzung (*intersection*) illustriert, dass Diskriminierungsformen in mehreren Richtungen verlaufen können (vgl. Crenshaw 2010: 38). Bei der Analyse von Un-

gleichheits- oder Unterdrückungsverhältnissen hat die Autorin anhand von mehreren Beispielen schwarzer Frauen deutlich gemacht, dass Diskriminierungserfahrungen weder einfach auf eine einzige Kategorie beschränkt, noch als „rassistische“ („Rasse“) und „sexistische“ (Geschlecht) Diskriminierung – im Sinne einer „Mehrfachunterdrückungsthese“ (Lutz 2001: 218) – aufsummiert werden können (vgl. Crenshaw 2010: 39): Ungleichheitsverhältnisse verändern sich, verstärken sich oder schwächen sich im Zusammenwirken ab. Anglo-amerikanische Intersektionalitätsdebatten erlangten maßgebliche Impulse vom *Black* und *Chicana Feminism*, die Überscheidungen von *race*, *class* und *gender* thematisierten (vgl. Kanpp 2008: 37). Für Collins gehören die Kategorien „Rasse“, Klasse und Geschlecht zum „*interlocking system of oppression*“ (Collins 1990 zitiert nach Lutz et aliae 2010: 11). Die Debatten wurden durch den Vorwurf schwarzer Feministinnen am weißen, bürgerlichen Feminismus angefaßt, dass dieser die Lebensrealität aller anderen Frauen ignoriere (vgl. Lutz et aliae 2010: 10). Auch Haraway plädierte bereits 1991 für die Notwendigkeit einer *theory of difference* und der analytischen Anwendung der Trias-Verschränkung *race*, *sex/gender* und *class* (1991: 128 f.). Die Kategorien *race/class* und *gender* wurden in der Folge zum „Mantra“ und „*bon ton to speak*“ (Davis 2008: 73) der Geschlechterforschung.

Nach ihrer „transatlantischen Reise“ (Knapp 2008: 38) wird Intersektionalität in Europa unterschiedlich aufgenommen. Die ebenfalls früh etablierte Ungleichheitsforschung, die sich stärker auf die Kategorien Klasse, Nation und Geschlecht ausgerichtet hat, wurde in Deutschland bald durch interaktions- und sozialkonstruktivistische Ansätze verdrängt und führte – im Gegensatz zur Analyse von Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern – zur Fokussierung der Differenzen zwischen Frauen bzw. der Dekonstruktion von Geschlecht (vgl. Aulenbacher 2010: 216 und Winker/Degele 2009: 14). Im Hinblick auf die zu untersuchenden Kategorien wird für die Theorieentwicklung in Deutschland sogar von einem „Sonderweg“ (Lutz 2001: 222) gesprochen, da im Unterschied zu den Debatten in den USA, England und den Niederlanden, in Deutschland die Kategorie Geschlecht nur zögerlich eine Erweiterung findet.

Es lässt sich zusammenfassen, dass eine intersektionale Perspektive in Bezug auf den Dreischritt *race*, *class* und *gender* nicht neu ist (Knapp 2008, 40 f.; vgl. Haraway 1991), der in Mode gekommene Sammelbegriff

Intersektionalität jedoch mehr als nur ein „Buzzword“ (Davis 2008) ist und sich zu einem neuen „Paradigma“ (Knapp 2008) der Ungleichheitsforschung entwickelt hat. Dass sich Intersektionalität erfolgreich als neue Programmatik oder Paradigma der Geschlechterforschung entwickelt, liegt nach Davis in der Tatsache der Vagheit und Offenheit (2008: 77 f.) des Konzeptes begründet. Darüber hinaus ermöglicht das Konzept einen Brückenschlag zwischen TheoretikerInnen verschiedener feministischer Strömungen: *„intersectionality promises feminist scholars of all identities, theoretical perspectives, and political persuasions, that they can ,have their cake and eat it, too‘“* (Davis 2008: 72).

In der gegenwärtigen Debatte um Intersektionalität werden Auswahl, Anzahl und Eigenschaften der zu untersuchenden Kategorien diskutiert (Lutz/Wenning 2001; McCall 2005; Knapp 2006; dies. 2005). Des Weiteren wird gefragt, ob Intersektionalität eine Theorie, ein heuristisches Instrument oder eine Interpretationsstrategie sei (vgl. Davis 2010: 55). Für die Intersektionalitätsforschung wird in zweifacher Sicht ein Ausdifferenzierungsprozess konstatiert, sowohl hinsichtlich der zu untersuchenden Kategorien als auch im Hinblick auf die Anwendung im Kontext unterschiedlicher Denk- und Theorietraditionen (vgl. Aulenbacher 2010: 220). So können drei verschiedene Forschungszugänge in Bezug auf ihren analytischen Umgang mit Kategorien und ihre Erklärung zur Komplexität des Sozialen unterschieden werden. McCall differenziert diese in *„anticategorical complexity“*, *„intercategorical complexity“* und *„intra-categorical complexity“* (2005: 1773).¹¹ Außerdem wird das Konzept der Intersektionalität weiter aus seinem Entstehungskontext herausgelöst und in unterschiedliche (de-konstruktivistische oder strukturorientierte) Verfahren und Disziplinen (Rechts-, Sozial- und Geisteswissenschaften)

11 Der antikategoriale Zugang findet durch postmoderne und poststrukturalistische Strömungen Anwendung. Ihre Kritik gilt Großgruppen- oder Master-Kategorien (vgl. McCall 2005: 1776 f.). Intrakategoriale Zugänge legen den Schwerpunkt auf die Differenzierung innerhalb einer Kategorie, zum Beispiel auf die Erfahrungsdifferenz innerhalb der Gruppe von Männern. Sie kritisieren die Vereinheitlichung und Homogenisierung durch die Kategorisierung etwa „aller Männer“. Interkategoriale Zugänge hingegen untersuchen Beziehungen und Wechselwirkungen von Ungleichheitskategorien.

überführt. Bestehende Denktraditionen werden dadurch empirisch und theoretisch revidiert und weiterentwickelt (vgl. Aulenbacher 2010: 221).

Das Forschungsdesign der vorliegenden Studie fußt auf der (in der Tradition von Bourdieu stehenden) praxeologisch orientierten Mehrebenenanalyse von Winker und Degele (Winker/Degele 2009, vgl. auch Degele/Winker 2007), die Intersektionalität nicht als Addition, sondern als Wechselwirkung zwischen Ungleichheitskategorien verstehen, wobei die Autorinnen insbesondere auf eine empirische Anwendung von Intersektionalität abzielen und mit der Mehrebenenanalyse ein „Werkzeug“ (2009: 15) zur Verfügung stellen, das sie im Anschluss an theoretische und forschungspraktische Überlegungen am Beispiel von Erwerbslosigkeit demonstrieren.

Die intersektionale Analyse präsentieren die Autorinnen an acht methodischen (als iterativ zu verstehenden) Schritten, die „das Aufbrechen des empirischen Materials“ (2009: 79) erleichtern sollen und sie zeigen auf, „wie die Verwobenheit von Ungleichheitskategorien auf verschiedenen Ebenen theoretisch zu fassen und im empirischen Forschungsprozess zu analysieren ist“ (2009: 15). Bei der Frage nach der Anzahl der zu berücksichtigenden Kategorien verweisen sie nicht nur darauf, dass unterschiedliche Kategorien ganz verschieden wirksam sein können, sondern auch auf die notwendige Berücksichtigung der Untersuchungsebenen (2009: 18 f.):

„Wir begreifen Intersektionalität als kontextspezifische, gegenstandsbezogene und an sozialen Praxen ansetzende Wechselwirkung ungleichheitsgenerierender sozialer Strukturen (d.h. von Herrschaftsverhältnissen), symbolischer Repräsentationen und Identitätskonstruktionen.“ (2009: 15).

Für den Gegenstandsbezug des Untersuchungsfeldes (Erwerbslosigkeit) setzen Winker und Degele vier Strukturkategorien (Klasse, Geschlecht, Rasse und Körper) deduktiv fest, da sie im „kapitalistischen System zur möglichst kostengünstigen Verwertung der Ware Arbeitskraft beitragen“ (2009: 51). Während Ungleichheitsverhältnisse festgelegt werden, bleiben die Kategorien auf der Identitäts- und Repräsentationsebene offen, um sowohl eine theoriegeleitete als auch explorative Forschung zu ermöglichen. Die Autorinnen stellen sowohl die Wechselwirkung der Differenzkategorien auf einer Ebene, als auch die Verwobenheit der Kategorien auf

allen drei Ebenen über die sozialen Praxen in kapitalistisch strukturierten Gesellschaften heraus. Ihr methodologischer Zugang ist im Sinne Bourdieus Theorie der Praxis eine empirische Herangehensweise, indem sie soziale Praxen von Individuen zum Ausgangspunkt der zu analysierenden Verbindung verschiedener Ebenen machen. Hierfür nennen Winker und Degele drei Gründe: Erstens muss eine Theorie empirisch gesättigt, d.h. auf den empirischen Gegenstand fokussiert sein, sowie unterschiedliche Beziehungen in den Blick nehmen. Zweitens sollte neben dem Primat der Selbstreflexivität während des gesamten Forschungsprozesses auch ein relationales Vorgehen zentral sein. Daraus schließen die Autorinnen drittens, Praxen sozialer Positionierungen – verstanden als empirisch verortete Handlungen einschließlich sprachlicher Interaktionen – „im Schnittfeld von Identitätskonstruktionen, sozialen Strukturen und symbolischen Repräsentationen“ (2009: 63 f.) zu analysieren.

Für die vorliegende Arbeit werde ich die Kategorien Geschlecht und sexuelle Orientierung als ungleichheitsgenerierende Strukturkategorien deduktiv festlegen, da sie in ihrer Funktion und Bedeutung als Differenzkategorien im Militär zentral sind und zu Ungleichheit im Militär beitragen (vgl. Kap. 2.).

3.2. Qualitative Forschungsmethoden

Für die methodische Umsetzung greife ich auf qualitative Forschungsmethoden, nämlich Gruppendiskussionen (1) und Einzelinterviews (2) zurück, da der Ausgangspunkt intersektionaler Analyse in der Praxeologie, d.h. empirisch erfassten sozialen Praxen, liegt. Daran anschließend skizziere ich das Vorgehen der Analyse (3).

Qualitative Forschung gehört zu den gängigsten Verfahren in den Sozialwissenschaften, wobei man eine beeindruckende Fülle an Anwendungen erkennen kann, die sich in ihrer Ausrichtung und innerhalb von Disziplinen ausdifferenziert haben. Es gibt nicht *die* Qualitative Forschung – vielmehr zerfällt schon die deutschsprachige qualitative Soziologie in „Subkulturen“ (vgl. Mruck 2000, Fuhs 2007). Diese behaupten sich durch verschiedene Erkenntnisziele, unterschiedliche theoretische Rahmungen und Basisparadigmen, Erhebungsarten, Auswertung oder

Anwendungsfelder. Systematisierungsversuche orientieren sich entweder an der Abfolge des Forschungsprozesses oder an der Anwendung in unterschiedlichen Forschungsfeldern. Trotz dieser Heterogenität gibt es Gemeinsamkeiten qualitativer Zugänge, da sie sich durch zwei Hauptkritikpunkte von hypothesenprüfenden Verfahren abgrenzen lassen: Das Prinzip der Offenheit und das Prinzip der Kommunikation bilden den „kleinste[n] gemeinsame[n] Nenner“ (Helfferich 2005: 23) der qualitativen Verfahren. Das Prinzip der Offenheit beinhaltet zweierlei Prämissen: Auf der Ebene der Interviewdurchführung verweist Offenheit auf die Kommunikationssituation, in der die Fragestellung offen sein soll,

„sodaß die Befragten die Kommunikation weitestgehend selbst strukturieren und damit auch die Möglichkeit haben, zu dokumentieren, ob sie die Fragestellung überhaupt interessiert, ob sie in ihrer Lebenswelt – man sagt auch: ihrem Relevanzsystem – einen Platz hat und wenn ja, unter welchem Aspekt sie für sie Bedeutung gewinnt“ (Bohnsack 2007: 20).

Auf der Ebene des Verstehens verweist Offenheit auf eine Haltung der Forschenden und bezieht sich auf die Zurücknahme von vorgefasster Meinung bzw. theoretischen Vorwissen und generell dem „Verzicht auf eine Hypothesenbildung ex ante“ (Mruck/Mey 2000: [6], vgl. auch Helfferich 2005: 101). Das Prinzip der Kommunikation verweist auf die Interviewsituation und wird als „konstitutives und reflexionsbedürftiges Element des Verstehensprozesses“ gesehen (Mruck/Mey 2000: [6]). Methodisch kontrolliertes Fremdverstehen wird nicht durch die Vorstrukturierung der Kommunikation erreicht, sondern dadurch, dass die ForscherInnen den Zugang zu den Daten über eine Kommunikationsbeziehung mit dem Forschungssubjekt erhalten und den Interviewenden die Möglichkeit geben, ihr kommunikatives Regelsystem zu entfalten (vgl. Bohnsack 2007: 21 f.). Nur auf diese Weise ist es möglich, ein Hineinprojizieren von Bedeutung zu vermeiden.

Das Prinzip der Offenheit und der Kommunikation können damit als zentrale Bedingung intersektionaler Forschung verstanden werden: Um die prinzipielle Offenheit von Kategorien auf der Identitätsebene gewährleisten und – damit verbunden – Verweise auf Strukturen und Repräsentationen rekonstruieren zu können, müssen die Interviewpersonen oder Gruppen ihr Relevanzsystem frei entfalten. Alfred Schütz, aber

auch Karl Mannheim, stellten die Besonderheit sozialwissenschaftlicher (im Gegensatz zu den naturwissenschaftlichen) Konstruktionen zu ihrem Gegenstandsbereich dar, die sich als doppelte Hermeneutik im Konstruktionssinne ausdrücken lassen. Sozialwissenschaftliche Konstruktionen sind „Konstruktionen zweiten Grades“ (Schütz 2010 [1953]: 334), da sie mit ihren Kategorisierungen an die Konstruktionen des Alltags (*Konstruktionen ersten Grades*) anschließen. Durch die Indexikalität von Sprache ergibt sich der Sinn des Gesagten nicht unmittelbar aus den Äußerungen, sondern erst, wenn die spezifischen Bedeutungen erschlossen werden. Bei der Interpretation, der Rekonstruktion von Konstruktion, kann deshalb auch von Fremdverstehen gesprochen werden. Methodisch *kontrolliertes Fremdverstehen* wird somit ermöglicht (vgl. Bohnsack 2007: 21). Zwei Methoden möchte ich nacheinander vorstellen, erstens Gruppendiskussionen und zweitens Einzelinterviews am Beispiel des Problemzentrierten Interviews.

3.2.1. Gruppendiskussionen

Gruppendiskussionen werden in unterschiedlichen Verwendungszusammenhängen durchgeführt. Während die Konversationsanalyse und die Gesprächsanalyse hauptsächlich an natürlich vor- und zustandekommenden (Gruppen-)Gesprächen als *talk in interaction* interessiert sind (vgl. Sacks/Schegloff/Jefferson 1974; neuerdings auch in nicht-natürlichen settings: vgl. Kitzinger 2005, Loos/Schäffer 2001: 12), wird bei Gruppendiskussionen das Zustandekommen fremdinitiiert. Bei diesen handelt es sich um Realgruppen, wenn sie auch außerhalb der Erhebungssituation existieren (vgl. Loos/Schäffer 2001: 13). Für die Forschungsexploration bedeutet dies, dass sich Meinungen in einer Gruppe bereits etabliert haben, die in der Diskussion lediglich aktualisiert werden:

„Die Meinungen, die in solchen Gruppen in der Diskussion allgemeine Billigung finden, können nicht als Produkt der Versuchsanordnung, nicht als Endresultat eines aktuellen Prozesses gegenseitiger Anpassung und Beeinflussung in der Diskussionssituation selbst verstanden werden. In ihnen schlagen sich vielmehr informelle Gruppenmeinungen nieder, die sich in der Realität unter den Mitgliedern des

betreffenden Kollektives bereits ausgebildet haben“ (Werner Mangold nach Bohnsack 2007: 107).

Realgruppen konstituieren sich anhand lebensgeschichtlicher Gemeinsamkeiten und teilen Gemeinsamkeiten in der sog. „Erlebnisschichtung“ (Bohnsack 2007: 112). Die Gemeinsamkeiten in den Biographieverläufen der Gruppenmitglieder werden in „direkter interaktiver Beziehung der Milieuangehörigen“ (ebd.) konstituiert, insofern kann auch von einem „konjunktivem“ oder auch „kollektivem Erfahrungsraum“ (ebd.) oder von einem kollektiven Habitus gesprochen werden. Durch Gruppendiskussionen kann die Exploration des „fraglos Gegebenen“ (Behnke/Meuser 1999: 52) erforscht werden, da sich sowohl Erfahrungs- und Wissensbestände der Gruppe als auch geteilte Sinngehalte rekonstruieren lassen. Neben kollektiven Einstellungen, Bedeutungsmustern und Kollektiveinstellungen (Milieuanalysen) lässt sich die Gruppendiskussion auch zum Verdeutlichen von Ideologien und Vorurteilen anwenden (vgl. Mayring 1999: 58; für den Einsatz von Gruppendiskussionen zur Exploration von Antisemitismus), weshalb der Einsatz von Gruppendiskussionen im Militär für die Exploration von Ausgrenzung bzw. Differenzierungskategorien (durch kollektive Erfahrungen) der Gruppen prädestiniert erscheint.

3.2.2. Einzelinterviews

Einzelinterviews zeichnen sich durch eine große Fülle von verschiedenen Interviewformen aus, die sich mehr oder weniger stark voneinander unterscheiden.¹² Paradigmatisch möchte ich das Problemzentrierte Interview (PZI) herausgreifen: Dieses wurde von Andreas Witzel (1982) im Rahmen einer Studie zur Berufs- und Berufsfindungsbiographie Jugend-

12 Die Vielzahl an Interviewformen, die z.B. im Grad ihrer Strukturiertheit differieren, erschwert nach Kruse eine „übersichtliche Systematisierung“ (2011: 58) der Interviewarten. Entweder weisen sie einen sehr hohen Grad an Offenheit aus, in denen die Befragten ihr eigenes Relevanz-, Symbol- und kommunikatives Regelsystem entfalten können oder aber die Offenheit der Kommunikationssituation wird durch einen vorgegebenen, mehr oder weniger direktiven Fokus durch die Forschenden (z.B. im Leitfadeninterview oder im halbstandardisierten Interview) vorstrukturiert.

Soldatsein

Zur sozialen Konstruktion von Geschlecht und sexueller
Orientierung in der Bundeswehr

Botsch, K.

2016, X, 333 S. 9 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-10135-0